

Ein Bericht aus der Hölle

UKRAINE „Jetzt sterbe ich, mit 20 Jahren“: Der Nürnberger Rettungssanitäter Ruben Mawick erzählt von seinen Einsätzen im Kriegsgebiet.

VON HANS BÖLLER

NÜRNBERG – Ruben Mawick sitzt in der Sakristei der Nürnberger Sankt-Martha-Kirche. Er wird der Gemeinde gleich von seinem Leben erzählen, seinem Leben im Krieg. Vor seinem Laptop liegt ein kleiner weißer Hund, das Plüschtier hat ihm ein sechsjähriges Mädchen in einem ostukrainischen Dorf geschenkt. Beide haben zusammen gemalt, mit Kreide auf der Straße.

Ruben Mawick hat das Waisenkind, dem der Krieg die Eltern genommen hat, noch vor sich. Die Angst vor den Raketen, das Vertrauen in diesen Deutschen. Kleine, ruhige Momente. „Wir können aufeinander aufpassen“, wird er später der Kirchengemeinde sagen. Ob das Mädchen noch lebt? Ruben Mawick weiß es nicht, „ich konnte es leider nicht herausfinden“. Der Plüschhund, sagt er, wird ihn immer begleiten.

Ruben Mawick aus Werl in Nordrhein-Westfalen ist 22 Jahre alt, Rettungssanitäter mit einer reduzierten Stelle. Seit Juni 2023 fährt er regelmäßig in die Ukraine, um zu helfen, ohne Bezahlung, bisher sechsmal war er, bis zu sechs Wochen lang, im Einsatz. Mit dem Flixbus von Dortmund nach Kiew: Ja, sagt er, das geht.

Demokratie und Freiheit gibt es nicht einfach so. Das, sagt Ruben Mawick, seien seine Gedanken gewesen, als dieser Krieg begann. Er wollte helfen, professionell; er meldete sich zur Bundeswehr an, nach sieben Monaten Dienst führte ihn sein erster privater Einsatz nach Cherson, wo der gesprengte Staudamm 52 Menschenleben forderte. Seine Mutter sah ihren Sohn am Abend in den ARD-Tagesthemen. Über seine Mission hatte er ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt. Aber die Eltern, sagt Ruben Mawick, „verstehen inzwischen, was mich antreibt – ich habe noch nie so eine hohe Motivation gespürt“.

Japaner, Amerikaner, Chinesen, Neuseeländer: „Menschen wirklich aus aller Welt“, erzählt Ruben Mawick, leisten in internationalen Teams humanitäre Hilfe. Er hat



Mit einem Krankenwagen aus Nürnberg: Rettungssanitäter Ruben Mawick im Einsatz in der Ukraine.

Foto: privat / Mawick

Freunde verloren, auf seinem Laptop hat er Fotos vom 9. September 2023 gespeichert. An diesem Tag waren sie zu viert nah an der Front bei Bachmut im Osten des Landes, als eine Panzerabwehrrakete in ihren Truck einschlug.

Flammen, Rauch, überall Blut

Was Mawick erzählt, wird Sankt-Martha-Pfarrer Georg Rieger später einen Bericht „aus der Hölle“ nennen. Die Flammen, schwarzer Rauch, ein sich überschlagender Truck, überall Blut: „Jetzt sterbe ich, mit 20 Jahren, ich bin tot“, so erzählt es Ruben Mawick, „ich habe gespürt, wie die Metallsplitter in meinen Körper eingedrungen sind.“ Emma, die spanische Einsatzleiterin, war sofort tot.

Es ist ein warmer Tag in Nürnberg, Mawick trägt eine kurze Hose, man

sieht die schweren Verbrennungen an den Beinen. „Aber ich konnte gehen“, erzählt er, er untersuchte sich, wie er es gelernt hat, zuerst selbst, dann Anthony, seinen kanadischen Begleiter. Für den war es zu spät, der Schwede Johan und der junge Deutsche retteten sich zum nächsten ukrainischen Posten. Den schwerverletzten Anthony mussten sie zurücklassen, er starb.

Ruben Mawick spricht ruhig, sachlich, ohne erkennbare Emotion. Ja, sagt er, „man stumpft ab“. Das „Man“ klingt, als betrachte er sich kurz von außen, und er erzählt, dass es nirgendwo in der Ukraine eine gute Pizza gebe, „die fehlt mir“. Pizza im Krieg, Alltag, sagt er.

„Für mich ist der Krieg normal geworden“ – und deshalb, erklärt Mawick, erzähle er davon, in Bundes-

wehrcasernen, in Schulen, jetzt in einer Kirche: „Der Krieg darf nicht normal werden, die Menschen in der Ukraine, die eine unglaubliche Widerstandskraft haben, brauchen die Hilfe der Welt.“ In Deutschland sammelt Ruben Mawick Spenden.

Die Bindung zu Sankt Martha ist eng, die Gemeinde hat Mawick einen über Spenden finanzierten, gebrauchten Krankenwagen zur Verfügung gestellt. „Das Auto ist viel wichtiger als ich“, sagt der Sanitäter, „es ist auch im Einsatz, wenn ich nicht vor Ort bin.“

Ruben Mawick, Feuerwehrmann von Kindesbeinen an, arbeitet, je nach Einsatz, für verschiedene internationale Hilfsorganisationen. Die Arbeit, sagt er, „ändert sich mit jedem Kriegsmonat“, die russischen Drohnen würden an Reichweite und

Präzision immer effektiver. Das bedeutet immer längere Wege mit Verletzten in Kliniken, „und es gibt russische Einheiten, die bevorzugt Sanitäter und andere Helfer töten“.

Er hat nie eine Waffe getragen, „ich bin als Sanitäter besser denn als Kämpfer“, sagt er. Nur ein Messer hat er immer dabei. Um sich das Leben nehmen zu können. Als er es der Kirchengemeinde so erzählt, ist es ganz still im Raum. Aber, sagt Mawick, er würde lieber sterben, als in russische Gefangenschaft zu geraten, „ich weiß, was sie mir, dem Deutschen und ehemaligen Bundeswehrosoldaten, antun würden“.

Ob er Hass empfindet? Nein, sagt Ruben Mawick in der Sakristei. „Ich würde einem verwundeten Russen genauso und mit demselben Risiko helfen wie jedem Ukrainer.“